

zelenen Motive wird außerdem größte Behutsamkeit erfordern, vor allem bei der Kombination räumlich und zeitlich weit entfernter Elemente.

In der Literaturliste ist das Büchlein von Danielou versehentlich unter die Kommentare eingereiht worden, unter denen P. E. Testa, Genesi. Introduzione. Storia Primitiva, 1969 (455 S.) mit einer reichhaltigen Darbietung altorientalischen Materials erwähnenswert gewesen wäre. In der Literaturauswahl neuerer Arbeiten zur Urgeschichte (bis zum Jahr 1970) hätte die Erwähnung der Beiträge von J. B. Bauer, Scharbert, Trilling (gegenüber Morant und Schwegler) vielleicht eine noch nuanciertere Charakterisierung gegenwärtiger katholischer Arbeiten zu Gen 1–11 ergeben. Neben den Exegeten seien vor allem den Systematikern diese Erträge der Forschung zu Gen 1–11 eindringlich empfohlen. Der angekündigte Band zu Gen 12–50 darf heute schon auf großes Interesse rechnen.

Linz

Johannes Marböck

GNILKA JOACHIM, *Der Epheserbrief*. (HThK, Bd. X/2) (XVIII u. 328.) Herder, Freiburg 1971. Ln. DM 53.—.

Seit H. Schlier, *Der Brief an die Epheser*, ein Kommentar, Düsseldorf 1962, von dem E. Käsemann geschrieben hat, dieses Werk zähle „fraglos zu den wichtigsten Kommentaren unseres Jahrhunderts“ und setze „künftigen Auslegern des Epheserbriefes ein nicht leicht überschreitbares Maß“, ist ein Dezzennium verflossen. Indessen ist die exegetische Wissenschaft nicht stehen geblieben. Gnika faßt die seitdem geleistete Forschungsarbeit übersichtlich und präzise zusammen und setzt sie fort. Fundamentale Thesen Schliers fallen.

Eine ausführliche Einleitung (1–52) faßt die Ergebnisse der Einzellexegese zusammen und legt das Fundament für die Einzelerklärung. Schlier schreibt den Brief Paulus zu: „Sollte er (i. e. Paulus) nicht auch den Übergang zu der neuen Sprache der Gnosis jener Gemeinden im Osten gefunden haben“? Gnika findet den deuteropaulinischen Charakter als ein Signum, das das ganze Schreiben kennzeichnet (13). Als Verfasser nimmt er einen Judenchristen an, „den mit Namen zu nennen, vergebliche Mühe sei“ (18). Die Entstehung wird an den Beginn der 90er Jahre festgelegt, als Abfassungsort gilt Ephesus (20), wo es nach dem Tod des Apostels Paulus noch längere Zeit einen Kreis von seinen Schülern und Mitarbeitern gegeben haben muß, die in den Bahnen der Theologie des Meisters weiterdachten und die in erster Linie für das Zustandekommen deuteropaulinischer Schriften verantwortlich sind (6). Die Adresse an die Epheser wird als „ernste Möglichkeit“ gewertet: „Im Kontext eines deuteropaulinischen Schreibens versteht

sich die Adresse also als Etikett, die den Ort seiner Entstehung kundtut, aber auch den Radius, für den es bestimmt ist“ (6).

Im Eph sind zahlreiche Traditionen verarbeitet, die eingehend behandelt werden: paulinisches Gedankengut, Kolosserbrief, 1. Petrusbrief, hymnische oder liturgische und paränetische oder katechetische Traditionen, die jüdische und frühchristliche Analogien haben. Fast alle Stileigentümlichkeiten des Eph haben in den Toten-Meer-Rollen, in Sonderheit in den Hymnen der Qumransekte ihre Parallelen. „Angesichts der umfangreichen Texte von Qumran muß man nun sagen, daß die Sprache des Eph unter dem Einfluß dieses Schrifttums steht“ (32). „Gattungsgeschichtlich ist der Brief eine liturgische Homilie“ (33), Schlier nannte ihn eine „Mysterienrede“, eine „Meditation der Weisheit des Mysteriums Christi“. Die Adressaten werden mit Hilfe einer Rückbesinnung auf ihre Taufe über das Thema Kirche und ihr eigenes Verhältnis zu ihr belehrt“ (33). Der religionsgeschichtliche Hintergrund des Briefes — eine wichtige Ausgangsbasis für die Interpretation — ist nach Schlier die Gnosis („der gnostische Ur-mensch des Mythos“), nach Gnika liegt er in der Richtung zur „philonischen Logos- und Anthroposlehre“ (44). Der theologische Entwurf des Briefes von der ekklesialen Einheit der Juden und Heiden in einem Leib will das universale Bewußtsein der Christen, an die der Brief gerichtet ist, stärken. Das war notwendig, weil die asianische Kirche des ausgehenden 1. Jh. in eine Krise geraten war. In einer Zeit intensivsten Kosmopolitismus hat sich ein wirrer Synkretismus breit gemacht. „In einer Zeit auflösender Tendenzen, der Krise, des religiösen Individualismus, der Geschichtslosigkeit stellt Eph den Versuch dar, das Heil Gottes, das sich in der universalen Kirche in geschichtlicher Form dargestellt hat, und die konkrete Verantwortung der Christen abzusichern“ (49).

Der Kommentar gliedert den Text, der exakt in gutem Deutsch übersetzt wird, sehr sorgfältig. Für die Benützung eine große Hilfe! Die Gliederung der Eingangs-Eulogie (1, 3–14) scheint gegeben: durch zwei Partizipien, durch Partizip und „en ho“ und durch zwei „en ho“. Der Gedankengang der kleinen und der größeren Abschnitte wird jeweils gut skizziert, die Einzellexegese konzentriert sich auf das Wesentliche, ohne wichtige Fragen ungelöst zu lassen. Mehrere Exkurse (das Weltbild, in Christus, die Ekklesiologie, ein älteres Christuslied, Hieros Gamos) vermitteln tieferes theologisches und religionsgeschichtliches Verständnis. Brief und Kommentar erschließen das Mysterium der Kirche. Darin treffen sie ein großes Anliegen unserer Tage. „Christus übt seine Macht durch die Liebe aus. Es ist jene Liebe, mit der er sich in den Tod gegeben hat (5, 2). Diese Herr-

schaft der Liebe will er über die Welt ausüben durch die Kirche. Verpflichtenderes könnte über die Aufgabe der Christen nicht gesagt werden. Das Selbstbewußtsein der Kirche, das uns hier anspricht, ist groß. Es kann aber auch als Kriterium genommen werden dafür, inwieweit die Kirche und die Christen diesem Auftrag gerecht wurden und gerecht zu werden sich bemühen" (111).

SCHNACKENBURG RUDOLF, *Das Johannesevangelium*. II. Teil: Kommentar zu Kap. 5–12 (HTHK, Bd. IV) (XVI u. 544.) Herder, Freiburg 1971, Ln. DM 74.—.

Der I. Teil dieses Kommentars wurde bereits in dieser Zeitschrift besprochen und eindringlich empfohlen (1966, 367 f.). Die längere Zeitspanne, die zwischen dem Erscheinen der beiden Teile liegt (1965–1971) ist, wie Vf. im Vorwort sagt, „dem vorliegenden Band auch zugute gekommen; denn in der Zwischenzeit ist die johanneische Forschung vorangeschritten und hat manche frische Impulse gegeben“ (V).

Ein wissenschaftlicher Bibelkommentar ist keine Unterhaltungslektüre, sondern verlangt Studium und ernste Arbeit. Kann sich die Verkündigung solcher Arbeit entziehen? Warum ist das Erwachen des biblischen Frühlings so schnell wieder verklungen? Ist nicht die Predigt manchmal deswegen so uninteressant, weil die Zuhörer nicht spüren, daß aus der Tiefe und Fülle geschöpft wird, die sich hinter dem Text verbirgt? Bei aller wissenschaftlichen Akribie, die die Ergebnisse der johanneischen Forschung zusammenfaßt, ist das Werk Schnackenburgs von pastoralen Anliegen geleitet. Manchmal drückt es sich auch im Wort aus. Am Ende des Exkurses über den johanneischen Wahrheitsbegriff heißt es: „Bei der Übernahme in den heutigen geistigen Horizont müssen die möglichen Mißverständnisse aus ganz anderen Wahrheitsbegriffen bedacht werden. Vor allem ist der Charakter der joh. ἀλήθεια als Offenbarungs- und Heilswahrheit, die uns in Jesus Christus geschenkt ist, deutlich zu machen“ (281).

Das Schwergewicht des Kommentars liegt „in der Erforschung des damals Gesagten und ursprünglich Gemeinten“. Dem Vf. kann nur voll beigestimmt werden, wenn er schreibt: „Die drängenden Fragen nach einer in die Zeit weisenden Neuorientierung dürfen das Zurückfragen nach dem ‚von Anfang Verkündigten‘ nicht verdrängen“ (V). Nur wenn dieser „mühselige Dienst“ von den Exegeten geleistet und auch angenommen wird, kann auf einem tragfähigen Fundament weitergebaut werden, was eine allerdings dringlich gestellte Aufgabe ist, soll die Heilsbotschaft Jesu Christi einer um die Zukunft besorgten Menschheit vernehmbar bezeugt und wirksam verkündet werden.

Der Kommentar legt besonderen Wert auf

die theologischen Aspekte „bis hin zur Fragestellungen, die sich aus der gegenwärtigen theologischen Diskussion ergeben“ (V). Einige Beispiele mögen das beleuchten. Am Schluß der Exegese Jo 6 wird die joh. Eucharistielehre zusammenfassend dargelegt. „Die späteren dogmatischen und kontroverstheologischen Fragen liegen noch fern“ (102). Die „Realpräsenz“ (in welchem Sinn? Vgl. 102 Anm. 1) ist nicht expressis verbis ausgesagt, aber der Gedanke einer Realpräsenz des inkarnierten und verherrlichten Christus „wird sich nicht leugnen lassen“ (102). Was bei Jo klar ausgesagt ist, bietet eine Fülle fruchtbarer Erkenntnisse für das Geheimnis der Eucharistie und ihren Empfang.

Was meint das joh. Wort „Leben“ („ewiges Leben“)? Reicht dieses dem Menschen im Glauben geschenkte Leben über den Tod hinaus oder meint es nur im Sinn der Entmythologisierung R. Bultmanns das wahre Selbstverständnis und die daraus erwachenden Möglichkeiten des Sich-Entscheidens und Handelns? Vf. zeigt, daß Jo auch von der Frage nach dem leiblichen Tod, seinem Sinn, seiner geistigen Bewältigung, seiner inneren Überwindung bewegt ist (445). Ist damit Jo nicht einem Heilsindividualismus verfallen, den man heute ablehnt? Der Kommentar gibt zu, daß der joh. Lebensgedanke in den Fragehorizont des einzelnen Menschen gerückt ist, dennoch sei ein enger Heilsindividualismus dadurch überwunden, daß der nach dem „ewigen Leben“ Strebende auf die Gemeinschaft der Brüder und die Verwirklichung der Bruderliebe verwiesen sei, wenn er dieses Ziel erreichen will.

Gerade angesichts der joh. „Zeichen“ wird die Frage nach der Historizität gestellt. Was sagt Vf. zur Geschichtlichkeit der Erweckung des Lazarus? Die sehr eingehend dargelegte Traditions- und Redaktionsgeschichte vermittelt ein anderes Verständnis der joh. Darstellung als die extremen Auffassungen früherer Zeiten, die entweder die volle Historizität retten oder ihr jeglichen Bezug zur Geschichte absprechen wollten (433).

Den traditionsgeschichtlichen Fragen, die heute bevorzugt behandelt werden, gewährt Sch. breiten Raum. So wird die joh. Begriffswelt und Theologie verständlich. Die Exkurse (Herkunft und Sinn der Formel ἐγὼ εἰμι, der „Sohn“ als Selbstbezeichnung Jesu im Jo-Ev, der joh. Wahrheitsbegriff u. a.) erwachsen auf diesem Boden traditionsgeschichtlicher Untersuchung und über dem zeitgeschichtlichen Hintergrund, um den sich der Autor bemüht. Den literarkritischen Bemühungen steht das Werk „mit noch mehr Skepsis“ gegenüber als im ersten Band. Nur Kap. 6 wird vor Kap. 5 eingereiht und 7, 15–24 an 5, 47 angeschlossen. Wir nehmen das Werk mit Dank aus der Hand des unermüdlich schaffenden und für